

Sie leben von dem, was die Ratten verschmähen

Mülltrennung auf brasilianisch: Zynische Stadtverwalter siedeln landlose Bauern direkt neben der Müllkippe an

VON EVA-MARIA SCHREINER

München (DT) Siebzig Prozent der Brasilianer leben in einer der vielen Abstufungen von Armut. Nur fünfundzwanzig Prozent zählen zur bürgerlichen Mittelschicht. Dabei steht der Gigant Lateinamerikas wirtschaftlich an elfter Stelle auf der ganzen Welt. Eine Spitze von fünf Prozent der 168 Millionen Brasilianern lebt in dekadentem Überfluss. Brasiliens Präsident Fernando Henrique Cardoso hat seit der Fünfhundertjahr-Feier im Jahr 2000 der Kinderarbeit den Kampf angesagt. Fernseh-Kampagnen mit Slogans wie „Jedes Kind gehört in die Schule“ und Prämien für Familien, die arbeitende Kinder zurück in die Schule schicken, haben Erfolg. Seit 1995 sind über neunhunderttausend kleine Straßenverkäufer, Erntehelfer oder Heimarbeiter in die Klassenzimmer zurückgekehrt.

Barfuß durch den Müll

Mindestens zweieinhalb Millionen Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren arbeiten aber noch immer noch hauptberuflich – als Hausangestellte, Parkplatzwächter, Schuhputzer oder als Giftspritzer auf ausgedehnten Tomatenpflanzungen. Im schlimmsten Fall klauben die Kinder Altstoffe wie Dosen und Papier von einer der Mülldeponien des Riesenlandes – bei der Mülltrennung auf brasilianisch.

Der Mülllader kippt rosa Berge an Plastiksäcken aus. Fünfzehn Erwachsene, zwölf Kinder und sieben Hunde stürzen sich an diesem Nachmittag darauf. Fiebrig reißen die Männer die Säcke auf, durchwühlen die Küchenabfälle nach Aluminium, Glas und Papier. Der 36 Jahre alte Nelson, der vier Kinder zu Hause hat, durchpflügt die stinkende Halde professionell: „Ich arbeite nur mit einem Haken. Sonst zerschneide ich mir hier leicht die Hände.“ Scharfe Metallreste, Scherben, gebrauchte Spritzen – auf der Deponie mitten in der Agrarlandschaft des Bundesstaates Sao Paulo landet auch infektiöser Krankenhausabfall. An den scharfen Teilen verletzen sich am häufigsten die Kinder – die meisten stapfen barfuß über den Müll. Oh-

ne Schuhe steht der neunjährige Mauro im Abfall und fischt mit bloßen Händen nach Alubüchsen: Bier- und Cola-Dosen bringen gutes Geld. Sein zehn Jahre alter Freund Luiz hat sich auf Pappkarton und Altpapier spezialisiert. Andere sammeln Plastik.

Die Mülltrenner wohnen in der Favela Santa Maria, einem Slum aus Bretterhütten. Vor drei Jahren siedelte die Regierung hier sechshundert landlose Bauernfamilien an,

ten die Jungen von Santa Maria. In Wahrheit geben sie das meiste Geld den Eltern – die davon Lebensmittel besorgen. „Wir brauchen Zucker, Kaffee und Öl zum Braten“, erzählen die Männer auf der Kippe. Das sind die Grundnahrungsmittel, die im monatlichen Care-Paket des Staates fehlen. Auch Milchpulver, Shampoo oder Seife erstehen die 600 als hungernd registrierten Familien aus dem Lohn der Mülltrennung.

Mann hat Gummistiefel, eine rostige Schere, eine Porzellantasse, einen Käscher für den Fischfang und ein aufgeweichtes Schulheft im Sack. Jetzt beginnen die Tauschverhandlungen.

Nelson zieht müde mit seinem Packesel zum Altmetallhändler an der Straße. Für zwei Kilo Aluminium zahlt der Mann ihm umgerechnet 1,20 Euro. Das reicht für vier Brote oder zwei Flaschen Schnaps, der vor-



Ihr Spielzeug finden die Kinder in den Mülltüten – das gesundheitliche Risiko, das sie dabei eingehen, ist groß.

Fotos: Schreiner

die ihre Äcker an Banken verloren hatten. Die Stadtverwaltung von Itapeva platzierte das Not-Dorf aus zynisch-praktischen Überlegungen dreihundert Meter neben die Müllhalde der Zehntausend-Einwohner-Stadt. Damit die mittellosen Familien eine Überlebenshilfe erhalten – dachten die Bürokraten. Der Altstoff-Händler an der staubigen Erdstraße zahlt etwas mehr als einen Euro für die Tages-Ausbeute an Recycling-Material. „Davon kaufen wir uns Süßigkeiten, Kaugummi und Schokolade“, behaupten

„Und Zuckerrohrschnaps“, ergänzt Nelson. „Sonst wäre es schwer zu ertragen, dass ich vom Bauern, der die frische Luft liebte, zur Müllratte gesunken bin.“

Hier wird ein Hund zum Konkurrenten

„Oi Amigo! Hast du schon was zum Spielen gefunden?“, fragt Mauro. „Não, nein. Nur eine tote Katze, ich zeig sie dir“, schreit Luiz zurück. „Lasst das, bitte!“ geht eine Mutter schrill dazwischen. „Bleibt bloß weg von dem ekligen Vieh.“

Die Kleidung stinkt, die Arme sind schwarz, die Gesichter verschmiert. Der dreckstarrende Mauro tritt beiläufig einen gelben Hund aus dem Weg, der ein Sandwich gefunden hat. Das Tier jault laut auf und will nicht mehr aufhören zu klagen.

Der halbe Burger mit Fleisch und Salat sieht so verlockend aus, dass Mauro gierig reinbeißt. Die Reste der Fast-Food-Mahlzeit teilt er mit zwei Kumpels. „Sie wären sonst beleidigt“, erklärt er die Regeln.

Unter einem Berg verschimmelter Kartoffeln hat eine Frau abgestandene Limonade gefunden. Müde wischt sie den Flaschenhals am löchrigen T-Shirt ab und trinkt: „Wir können davon nicht mehr krank werden. Wir sind diesen Dreck hier schon so lange gewöhnt.“ Um ein Mindestmaß an Hygiene zu wahren, folgt sie einem persönlichen Vorsatz: „Ich fasse niemals alten Müll an, der schon Stunden in der Sonne gärt. Nur die frischen Beutel.“ Die Erwachsenen auf der Deponie halten sich an diese Regel, die Kinder nicht.

Die Müllwähler am Ende des Tages: Zwei Jeansbeine und einen Topfkratzer, nimmt eine alte Frau mit nach Hause. Ihr

der Regierung absichtlich erschwinglich gehalten wird. Nelson ist traurig. „Ich will diese Arbeit nicht“, sagt er. „Aber es sieht so aus, als gäbe es für mich in diesem Leben keine andere mehr.“

Razzia an der Bushaltestelle Itapeva, eine Provinzstadt im Bundesstaat São Paulo: Um 5 Uhr früh fährt der Bus in der Erntezeit täglich aus der Provinzstadt auf die Felder. 35 Leute hängen heute in den Sitzen. Darunter sind fünfzehn Kinder unter vierzehn Jahren. „Sie sind auf dem Weg zu den Tomatenplantagen“, sagt müde der 51 Jahre alte Gewerkschafter Israel Antunes de Almeida, der gegen Kinderarbeit vorgeht. Denn gerade auf den Tomatenplantagen leben Kinder gefährlich: Ohne Handschuhe, Atemschutzmaske und Gummistiefel rühren die Jüngsten jedes Trupps das Insektengift an. Immer wieder kommen Kinder mit Vergiftungen und schlimmen Hautkrankheiten in das Krankenhaus von Itapeva. „Den Plantagenbesitzern und Verwaltern ist die Gesundheit ihrer Arbeiter völlig egal“, empört sich der Gewerkschafter.

Razzias im Morgengrauen, Fahndung auf Plantagen. Obwohl die Gewerkschaft CUT die illegale Kinderarbeit mit Fotos minutiös dokumentiert, wagen die engagierten Männer selten eine Strafanzeige gegen Plantagenbesitzer. Morddrohungen schüchtern sie ein. „Sein Leben für die Sache zu geben, dazu ist keiner meiner Männer bereit“, erklärt Antunes de Almeida. So bleibt der praktische Erfolg aus. Der Fortschritt Brasiliens krankt trotz klarer Gesetze gegen Kinderarbeit weiter an ausbeuterischen Strukturen, wie sie schon vor fünfhundert Jahren bei den portugiesischen Eroberern üblich waren. Almeida, der Kämpfer, ist ehrlich: „Wir haben wirklich Angst.“



Ein paar glitzernde Ohrringe hat dieses junge Mädchen im Abfallhaufen gefunden. Für sie ist dieser Fund ein Schatz.